

# Sprachsünden

Autor(en): **Kelterborn, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **2 (1907-1908)**

Heft 7

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747842>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Sprachsünden.

Von R. Kelterborn.



Ein lustiges Thema! Alle Nationen, alle Stände, alle Zeitalter liefern Beiträge, bewußt und unbewußt, bald in ehrlicher, bald in betrügerischer Absicht. Nicht leicht gibt es ein Gebiet, wo so sehr der Ausdruck am Plage ist: Wir sind allzumal Sünder! Denn Gelehrte und Künstler, Koch und Kellner, Deutsche und Nichtdeutsche, alle beeilen sich um die Wette, ihr geliebtes Deutsch mit sündhaften Brocken zu spicken, freilich meist in der Meinung, ein gutes Werk zu vollbringen. Noch viel zahlreicher sind diejenigen, die bei reichlicher Anwendung von sprachlichen Schönheitspflästerchen der Meinung sind, das allerkorrekteste Deutsch zu reden.

Vor allem drängt sich da die Frage auf: „Wer sündigt, die Zunge, das Herz, der Verstand? Das Individuum oder die Stadt und Provinz? Sind es verzeihliche Sünden?“ Bei Beantwortung der mannigfachen Fragen ergibt sich von selbst, daß wir vom Ernst zum Humor, vom Humor zum Ernst schwanken.

Schon vor langer Zeit hat sich Philander von Sittenwald vernehmen lassen: „Obgleich unser teutsche Sprach an der menge außerlesener Wörter an vollkommenheit ansehnlich begriffener und weitläufig ausgeführter umbkreiß auch ganzer reden zierlichkeit einiger anderer sprach nicht reichet, so setzen wir sie dochselbsten hinden nach, gestalt in gemein fast alles inheimische pflegt unwerth zu seyn: ja wir legen auch nicht allein keinen Fleiß darauf, sie aufzuzieren und zu schmücken, sondern beschmeißen sie im wiederpiel mit fremder Wörter Zierat, wie wir meinen, so aber im correct viel grobe schandflecken sein also daß man mit gutem fug sagen möchte, es werd diese unsere Muttersprach zu einer Grundsuppen, darein aller andern Sprachen unart gleichsam als mit einem ungestümen Regenbach zusammenfließet. Bald entlehnen wir vom Lateinischen, bald vom Französichen, ja gar vom Spanischen und Italienischen dasjenige, welches uns doch daheim viel schöner und besser erwachset.“

Diese Herzensergießung kennzeichnet den Geist der Zopfzeit, wo ja Fürsten wie Friedrich II. sich rühmten, mit der deutschen Sprache nichts zu tun zu haben.

Auch ein Schweizer, der Wundarzt und Medicus Johannes Fabricius von Bern, läßt sich ähnlich vernehmen: „Unser Teutsche Sprach ist nicht dergestalt Arm und Böwfällig, wie sie etliche Maßweise nunmehr machen,

die sie mit Französischen und Italjanischen plezen also fliden, daß sie auch nicht ein kleines Brieflein fortschicken, es sey dann mit andern Sprachen dermaßen durchspielt, daß einer, der es will verstehen, fast in allen Sprachen der Christenheit bedörffte erkenntnuß zu haben zu großer Schand und nachtheil unsrer Teutschen Sprach, die in ihr solche vollkommenheit hat, daß sie auch alles, was da könnte fürfallen, gar wohl kann andeuten und ohne zuthun andrer Sprachen zu verstehen geben.“

Nicht immer beruhen die Sprachfehler auf der Anwendung von Fremdwörtern; man kann schon im reinsten Deutsch Unwahrheiten zutage fördern, die uns allen mundgerecht sind und zwar von den ersten Kinderjahren an. Man braucht kein studierter Botaniker und Zoologe zu sein, um zu wissen, daß Stechapfel und Paradiesapfel keine Äpfel, Tollkirschen keine Kirschen, Alpenrosen und Seerosen keine Rosen und Pfingstnelken keine Nelken sind, daß ferner die Namen Walfisch und Tintenfisch, Fledermaus und Seeigel, Sommervogel und Schwabenkäfer nur auf oberflächlicher Betrachtung beruhen. Aber es hieße Mücken seigen und Kamele verschlucken, wenn man rigoros darauf bestehen wollte, die althergebrachten Bezeichnungen aus dem Sprachschatz ausmerzen zu wollen.

Schriftlich und mündlich wird in den Tag hinein der Weg des strikten Rechtes verlassen. Weibliche Arbeit nennt man oft ein häßliches Fingerspiel, das nur erfunden wurde, um der wirklichen Arbeit aus dem Wege zu gehen; Männer dagegen oder Jünglinge, die vielleicht einmal Männer werden, reden von Ehre, die mit dem Degen verteidigt werden muß, wenn es sich um eitle Kindereien handelt. Die Tagesblätter sind ganz besonders reiche Fundgruben für den, der ein Vergnügen daran findet, die echten von den Glasperlen zu unterscheiden.

Man würde aber fehlgehen, wenn man nur die Verfasser von Zeitungsartikeln und Annoncen für Sprachsünder erklären wollte; man findet Schnitzer und Unkorrektheiten allenthalben, selbst bei Schriftstellern von angesehenen Namen. Willibald Alexis redet von einem „affreusen Weib“ und derselbe Schriftsteller meldet in seinen „Wienerbildern“: „Möck ist ein reiches Stift, wo ich nichts von sah.“

In einem streng wissenschaftlichen Werk (Geschichte der psychologischen Pathologie von R. E.) lesen wir: „Ihr Töchterlein hatte sie in ein Tuch gebunden, das laut schrie.“ Doch selbst die allerersten Klassiker müßten Federn lassen, wenn sie nicht durch die Höhe ihrer Werke Indemnität für kleine Lappalien erkaufte hätten. Manchmal hängt sogar ein solcher Fehler just mit dem allergenialsten Griff zusammen:

Klag- und Bonnelaut

Bräutigams und Braut!

(Goethe, „Braut von Korinth“.)

Und da werden dann nicht selten die *dii minorum gentium* in Versuchung geführt, Fehler zu machen, damit man ihre *opera minima* für genial halten soll.

Bleiben wir beim Alltagsgespräch! Die Vorliebe für Fremdwörter und deren verständnislose oder gedankenlose Anwendung darf hier nicht übergangen werden. „Ich habe ein *faible* für Beethoven.“ Eine albernere Redensart kann man sich nicht denken. Dagegen sehen die Heiratsofferten unter dem Titel „*Mariage*“ ordinär aus und passen zu dem andern jetzt sehr viel gelesenen Ausdruck „Einheirat“, der namentlich in Osterreich üblich geworden. Weniger gravierend, aber doch inkorrekt ist dagegen die Salzfaline und der mit Gold plombierte Backenzahn.

Das Bolapük vom Katheder herunter hat keine großen Eroberungen gemacht, desto größere das Bolapük von unten herauf: der Wein wird gallisiert, das Pferd anglisiert und der Jäger redet Latein. Also darf wohl auch ein Schweizerbub, wenn er zum erstenmal eine Uhr in der Westentasche spürt, von einem Gelleretli reden. Das geräuschvollste aller musikalischen Instrumente nennt sich verlogenerweise Piano. Der Baselerbieter reitet auf dem Leiterwagen, der Italiener sagt *siamo a cavallo*, wenn er fix und fertig ist, um sich aus dem Staube zu machen.

Mit der Zeit wird oft der ursprüngliche Sinn eines Wortes ganz vergessen. Die wenigsten Damen werden wissen, daß ihr Ridikül nichts mit „lächerlich“ zu tun hat, sondern dem *reticulatum* (Netzchen) des Lateiners seinen Ursprung verdankt. Eitelkeit, Herkommen, Gedankenlosigkeit sündigen lustig durcheinander. Der Norddeutsche, der sich einbildet, ein alleinseligmachendes Deutsch zu reden, spricht von Jungens und sogar von Damens; der Wiener nennt eine neugeborene Kaiser-tochter „Frau“ Erzherzogin. Allem Franzosenhaß zum Troß redet man nie von Palast, sondern von Palais (ausgesprochen: baleeh!). Der Offizier ergibt sich dem Feu, nicht dem Spiel, der Student schwärmt für die Couleur. Der allerärmste Unfug wird mit den deutschen Wörtern edel und Held getrieben. Diese sind ihrem ursprünglichen Gehalt gänzlich entrückt. Aus edel wurde adelig, womit soviel wie gar nichts gesagt ist; edel sind nur noch die Pferde und die eßbaren Kastanien. Während das wirkliche Heldentum, wie wir es in wenigen einzelnen, wie Leonidas, Winkelried und Zring, anerkennen, durchaus nur auf dem Willen, sich zu opfern, beruht, werden jetzt hunderttausende Helden genannt, die sich drei Tage vor der Kriegserklärung noch ins Gesicht spucken lassen mußten.

Dem norddeutschen Städter macht seiner landesüblichen Ausdrucksweise nach alles Spaß (*Sbaas*), was ein Normaldeutscher interessant oder sogar erhebend nennt, zum Beispiel ein Sonnenaufgang im Gebirg; dagegen schmeckt ihm ein Stück Kuchen nicht gut, sondern „schön“.

Aber mit dem Wort „Anstand“ treiben alle Deutschredenden, auch die Deutschschweizer, auf Schritt und Tritt Mißbrauch; man redet von anständigen Zigarren, wenn sie mehr als zwanzig Pfennig kosten, und von anständigen Würsten, wenn sie so teuer sind, daß sie ein armer Mann nicht erschwingen kann.

Eigentümlichkeiten ganz besonderer Art bieten alle österreichischen Zeitungen; neben einer ausgesprochenen Vorliebe für Fremdwörter ist es oft eine Handhabung der deutschen Sprache, als wenn dieselbe den Donauanwohnern eine fremde wäre: über Anhörung des Beklagten wurde beschlossen — darauf habe ich ganz vergessen — im Zimmer über eine Stiegen — der Schneider war mit dem Adjustieren der Hosen beschäftigt — die Behörden recherchieren nach dem Falschmünzer — usw.

Welcher Unfug mit dem Worte „heilig“ getrieben wird, lehrt die Weltgeschichte bis auf den heutigen Tag. Auch Alexander VI. galt für heilig. Auch Rußland nennt sich heilig!

Dies einige Beispiele, auf die hinzuweisen wir im Interesse der deutschen Sprache wieder einmal für nötig erachteten.



## Sommernacht am See.

Die Brandung Ichweigt. — Ein Iefflam düfter Boot nur in der Ferne  
Gleich einem müden Schwan noch Ipät das Ufer Iucht;  
Im MondesIchimmer und im Schein der Sterne  
VerIchwindet's langlam in der dunklen Bucht. —  
Jetzt Iei gegrübt mir, heil'ge, tiefe Stille,  
Da Well' an Welle friedlich Ichlummernd ruht  
Und Ichlafend in dem Buch Libell' und Grille  
Noch zitternd träumen von des Tages Gluf!  
Mir ill's, als weht' aus deinen kühlen Gründen,  
O See, ein Hauch der Seligkeit mir zu,  
Mir ungekannten Frieden zu verkünden  
Durch Iüben Traum in Itiller Strandeshuh. — — —  
— Der Traum war hehr und freudig ward mein Hoffen:  
Zu goldnen Sternen frug mich Iantf ein leuchtend Boot  
Und einen Sel'gen hab' ich dort am lichten Strand getroffen,  
Den Armen, den man gestern in dem See fand — tot.

8. August 1907.

R. Zimmermann.